

Zeitschrift: SuchtMagazin

Herausgeber: Infodrog

Band: 49 (2023)

Heft: 1

Artikel: Werden drogenkonsumierende Menschen stigmatisiert - insbesondere vom Fachpersonal?

Autor: Buschner-Fehr, Stephanie / Müller, Thomas / Schmid, Otto

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1046365>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Werden drogenkonsumierende Menschen stigmatisiert – insbesondere vom Fachpersonal?

2023-1
Jg. 49
S. 11 - 15

Menschen mit Abhängigkeitserkrankungen sind zahlreichen Vorurteilen ausgesetzt. In einer Studie wurden Fachpersonen von Akutspitälern und Behörden sowie Patient:innen eines Ambulatoriums der Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel befragt, wie Menschen mit einer Abhängigkeitserkrankung Stigmatisierung im Kontakt mit sozialen Institutionen, Krankenhäusern und Behörden wahrnehmen. Über 70 % der befragten Patient:innen fühlen sich aufgrund ihrer Abhängigkeitserkrankung stigmatisiert. Je mehr Betroffene Stigmatisierungen durch ihr psychosoziales Hilfesystem erfahren, desto weniger nehmen sie Unterstützungsangebote an.¹

STEPHANIE BUSCHNER-FEHR

Oberpsychologin, Psychotherapeutin FSP, Ambulatorium ZAE, PUK Zürich, Selnastrasse 9, CH-8001 Zürich, Tel. +41 (0)44 205 58 00, stephanie.buschner@pukzh.ch

THOMAS MÜLLER

MAS Spezialisierung in Suchtfragen, Mittler im öffentlichen Raum, Mitarbeiter Fachteam Staatsbeiträge und Projektmanagement, Gesundheitsdepartement Basel-Stadt, Abteilung Sucht, Malzgasse 30, CH-4001 Basel, Tel. +41 (0)61 267 89 68, thomas.mueller2@bs.ch

OTTO SCHMID

Dr. phil. Sozialwissenschaftler, Suchtberater, Geschäftsführer Suchtcoach Institut und Dozent für Suchttherapie an der Universität Basel, Bellinzonastrasse 8, CH-4059 Basel, Tel. +41 (0)79 242 70 30, otto.schmid@suchtcoach.ch, www.suchtcoach.ch

Hintergrund

Stigmatisierung betrifft eine Vielzahl sozialer Gruppen wie ethnische Minderheiten, Personen mit körperlicher Behinderung oder Menschen mit chronischen Erkrankungen. Trotz der weltweit hohen Prävalenz von psychischen Krankheiten sind Stigmatisierung und Diskriminierung gegenüber Personen mit einer psychischen Erkrankung weitverbreitet (McGinty et al. 2014). Besonders betroffen sind Menschen mit substanzgebundenen Abhängigkeitserkrankungen.

Bei Menschen mit einer Abhängigkeitserkrankung überlagern sich häufig mehrere Stigmata und schaffen so ein ausgeprägtes Hindernis für soziale Akzeptanz. Zum einen tragen Betroffene das Stigma der Sucht, welche oft als Ausdruck von Willensschwäche statt als neurobiologisch begründete und behandelbare Erkrankung dargestellt wird. Die gesellschaftliche Illegalisierung be-

stimmter Substanzen führt zum anderen zwangsläufig zu weiteren Merkmalen, die das Stigma verstärken: Obdachlosigkeit, Arbeitslosigkeit, Verwahrlosung, Prostitution und das Risiko von Infektionskrankheiten (siehe Beitrag von Irmgard Vogt in dieser Ausgabe).

Neben dem illegalen Konsum kann auch die Applikationsform einer Substanz zu einer weiteren Ausgrenzung führen. So ist der intravenöse Konsum innerhalb der stigmatisierten Population deutlich stärker von Stigmatisierung betroffen als andere Applikationsformen: In einer Übersichtsarbeit von Couto Cruz et al. (2018) konnte gezeigt werden, dass Stigmatisierung von intravenösem Konsum für die Betroffenen mit einer höheren Stressbelastung, vermehrtem Risikoverhalten und einer verminderten Lebensqualität einhergeht.

Stigmatisierung findet dabei sowohl durch die Gesellschaft im Allgemeinen

als auch in besonderen Settings wie beispielsweise medizinischen, behördlichen oder sozialen Institutionen sowie durch die Betroffenen selbst statt (Etesam et al. 2014).

Stigmatisierung im Kontext der Gesellschaft

Wenn in den Medien über psychisch kranke Menschen berichtet wird, wird oftmals ihr angeblich hohes Gefährlichkeitspotenzial betont (Duckworth et al. 2003). Dieses wird jedoch häufig überschätzt und es ist weniger bekannt, dass psychisch erkrankte Menschen deutlich häufiger Opfer von Gewalttaten werden. Unterschiedliche Faktoren beeinflussen das Ausmass an Stigmatisierung dieser Personengruppe. So scheint die Stigmatisierung stark von der jeweiligen diagnostischen Gruppe abhängig zu sein: Es finden höhere Stigmatisierungen bei Substanzmissbrauch und -abhängigkeit

statt, vergleichsweise weniger, aber immer noch viel Stigmatisierung bei Schizophrenie und am wenigsten bei Depression und bei Angststörungen (McGinty et al. 2014).

Auch die Sprache, ob in der Berichterstattung der Medien oder im allgemeinen Sprachgebrauch, hat einen enormen Einfluss auf Stigmatisierungsprozesse (Weltkommission für Drogenpolitik 2017). Zuschreibungen und Begriffe für Menschen mit einer Abhängigkeitserkrankung gibt es viele, selten sind sie positiv besetzt. Benutzt oder liest man z. B. das negativ konnotierte Wort «Junkie» (von engl. «junk», zu Deutsch «Abfall») in Verbindung mit Menschen, die eine Abhängigkeitserkrankung haben, so findet damit eine Pauschalisierung und Abwertung statt und negative Assoziationen werden noch verstärkt (Bruggman 2022).

Strukturelle Stigmatisierung auf der Ebene der Gesetzgebung

Eine strukturelle Stigmatisierung zeigt sich in der Schweizerischen Betäubungsmittelgesetzgebung: Die aktuell geltenden Vorgaben der Betäubungsmittelsuchtverordnung (BetmSV)² beinhalten z. B., dass das Diacetylmorphin bei einer Opioid-Agonisten-Therapie (OAT) grundsätzlich innerhalb der Institution unter Sichtkontrolle eines Mitglieds des Behandlungsteams verabreicht und eingenommen werden muss. Diese Vorgabe impliziert eine kollektive Einschätzung, dass die Patient:innen die verordnete Substanz eigenständig nicht oder nicht zuverlässig genug einnehmen. Es wird diesen Personen zugemutet, dass sie teilweise mehrmals täglich in der Behandlungsstelle vorstellig werden und dort ihr Medikament unter Sichtkontrolle einnehmen. Dies, obwohl sie sich freiwillig und aufgrund einer Abhängigkeitserkrankung in dieser Behandlung befinden. Man stelle sich vor, eine Person mit Bluthochdruck müsste täglich in die Hausarztpraxis, um dort das Medikament unter Sichtkontrolle einzunehmen.

Die Mitgaben von Diacetylmorphin sind gemäss der BetmSV Art. 13 Abs. 3³ nur möglich, wenn Patient:innen für mindestens sechs Monate ununterbrochen in einer diacetylmorphingestützten

Behandlung waren, gesundheitlich und sozial genügend stabilisiert sind, die beiden letzten Urinproben (ausser Diacetylmorphin) keine Betäubungsmittel aufweisen und die Missbrauchsgefahr als sehr gering eingeschätzt wird. Suchtmittelabhängige Personen müssen sich zuerst ein halbes Jahr lang «beweisen» und täglich zur Abgabestelle erscheinen, bevor ihnen zugetraut wird, ein verordnetes Medikament eigenverantwortlich und selbstständig einzunehmen.⁴ Hinzu kommt die Frage, worin der Unterschied liegt, wenn substituierte Personen sporadisch weiterhin andere Substanzen konsumieren (sog. Beikonsum) und Diacetylmorphin in der Abgabestelle einnehmen oder selbstständig zu Hause? Liegt hier tatsächlich eine wesentliche Gefährdung vor oder geht es schlussendlich darum, vereinfachte Bezugsmodalitäten an die Erlangung einer «Abstinenz» bzw. einer Beikonsumfreiheit zu binden? Aufgrund der positiven Erfahrungen mit der Lockerung der Mitgabe-Regelung während der Coronapandemie, wonach zurzeit bis zu sieben Tagesdosen Diacetylmorphin aufs Mal bezogen werden können, wurde diese Praxis bis Ende März 2023 verlängert. Im Zuge der laufenden Revision der Betäubungsmittelsuchtverordnung (BetmSV) kann davon ausgegangen werden, dass

die Lockerung der Mitgaberegulierung mindestens beibehalten wird und betroffene Patient:innen ein wesentliches Stück Freiheit zurückerlangen werden.

Auch in der Somatik sind Beispiele für eine strukturelle Stigmatisierung zu finden. In Deutschland fordern u. a. die Richtlinien der Bundesärztekammer zur Lebertransplantation für Personen mit einer ethyltoxischen Leberzirrhose eine sechsmonatige Alkoholabstinenz vor einer Transplantation.⁵ Bei schwer erkrankten Personen stellt sich die Frage, ob sie erstens aufgrund ihrer Abhängigkeitserkrankung in der Lage sind, diese Hürde zu überwinden und zweitens, ob sie, nachdem sie nach sechs Monaten auf die Warteliste für eine Transplantation aufgenommen werden, diese Karenzfrist überhaupt überleben. Auch in der Schweiz gelten ein aktiver Alkohol-Drogen- oder Medikamentenmissbrauch nach wie vor als Kontraindikation für eine Lebertransplantation.

Stigmatisierung im Kontext des professionellen Hilfesystems

In einer eigenen Studie (Schmid et al. 2018) konnte nachgewiesen werden, dass Menschen mit einer Abhängigkeitserkrankung Stigmatisierung im Kontakt mit sozialen Institutionen und Behörden besonders stark wahrnehmen

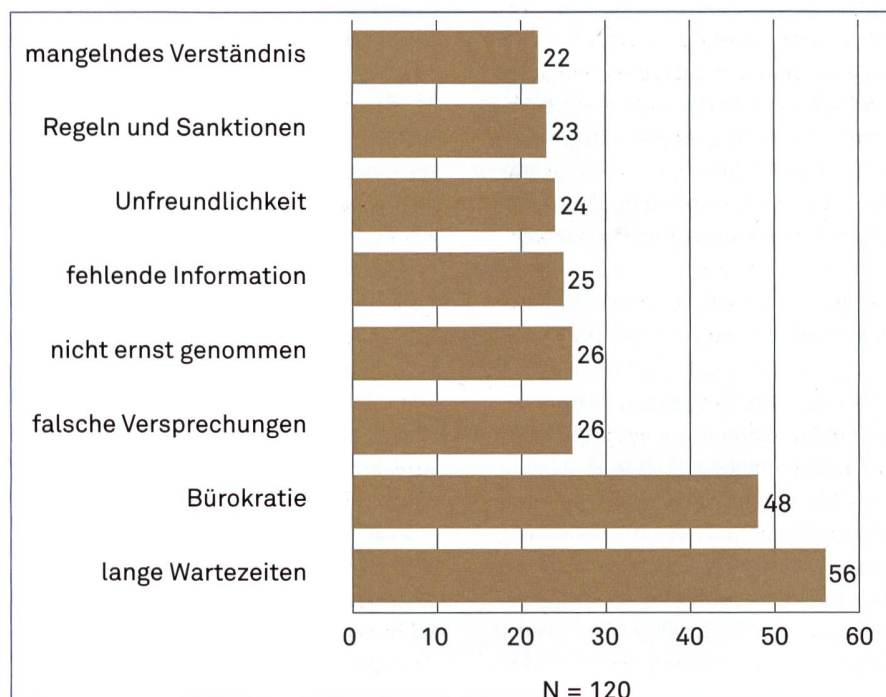


Abbildung 1: Problemfelder aus Sicht der Patient:innen.

und Stigmatisierungen insbesondere in professionellen Einrichtungen bestehen. So fühlen sich über 70 % der befragten Patient:innen aufgrund ihrer Abhängigkeitserkrankung stigmatisiert. Am häufigsten wurde eine Stigmatisierung bei Kontakten in der Notaufnahme des Akutkrankenhauses sowie mit der Polizei, im Gefängnis, mit Vermieter:innen und dem Sozialamt genannt.

Als primäre Problemfelder wurden vorwiegend die langen Wartezeiten, unnötige Bürokratie, falsche Versprechen, fehlende Informationen, der Eindruck, nicht ernst genommen zu werden, sowie Unfreundlichkeit und mangelndes Verständnis aufgeführt (siehe Abbildung 1).

Stigmatisierungen scheinen gerade in Bezug auf heroinkonsumierende Menschen häufiger vorzukommen als bei anderen Substanzen (Brown et al. 2015). Unsere Ergebnisse deuten darauf hin, dass Frauen sich in besonderem Masse stigmatisiert fühlen und untermauern damit die Resultate anderer Untersuchungen (Cooper et al. 2018).

Betroffene Frauen erleben nicht selten Zuschreibungen wie Armut, Beschaffungsprostitution, schlechte Gesundheit und weitere Faktoren ausgehend vom psychosozialen und medizinischen Hilfesystem.

Schwangere Frauen – eine besonders vulnerable Population⁶

Eine besonders vulnerable Population sind schwangere Frauen mit einer Abhängigkeitserkrankung von illegalen Substanzen. Tödte et al. (2016) zeigten, dass diese Personengruppe oft die Kontaktaufnahme mit Hilfesystemen vermeidet aus Angst vor einer Fremdplatzierung des Kindes. Zudem befürchten Betroffene, dass ihre Erziehungsfähigkeit infrage gestellt wird. Sie haben demnach kein oder wenig Vertrauen zu den bestehenden Unterstützungsangeboten (Zenker 2009: 26).

Gölz 2004 betont, dass in einer Universitätsklinik in Deutschland substituierte Schwangere geradezu gedrängt werden, bis zur Entbindung zu entziehen. Offenbar wird vom geburtshilflichen Personal ausgegangen, dass einer substanzabhängigen Schwangeren der Verzicht auf Opiate in ihrer Situation besonders leichtfallen müsse. Auch Jugendämter

signalisieren substituierten Müttern, dass ein Leben in Abstinenz besser für sie wäre, da sich so die Chancen vergrößern würden, das Kind behalten zu können. Es bestehen keinerlei Belege, welche bestätigen, dass abstinente Mütter ihre Kinder besser versorgen als jene, die substituiert sind.

Des Weiteren kann sich Stigmatisierung bereits vorgelagert zeigen, wie diese Studie mit Medizinstudierenden aus Deutschland verdeutlicht. Darin wurde Alkoholabhängigkeit im Vergleich zu anderen medizinischen und psychischen Erkrankungen mit Abstand am häufigsten als Erkrankung mit einem finanziellen Einsparpotenzial gewählt. In multivariaten Analysen war die Präferenz zur Kosteneinsparung mit einem verstärkten Wunsch nach sozialer Distanz, hoher internaler Verantwortungszuschreibung, gering wahrgenommener Schwere und persönlicher Vulnerabilität, fehlender Erfahrung mit Alkoholismus im sozialen Umfeld der Proband:innen und bestimmten Motiven für die Wahl des Medizinstudiums assoziiert (Hoffmann et al. 2020).

Besonders relevant ist Stigmatisierung im psychiatrischen Kontext. Studien zeigen, dass gerade in psychiatrischen Einrichtungen Stigmatisierung häufig ist. So zeigen psychiatrische Fachkräfte im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung mehr negative Stereotype gegenüber den Betroffenen. Professionelle Helfer:innen schätzten in Experimenten bei einer ihnen unbekannt Testperson die psychische Gesundheit als niedriger und die Ausprägung der Pathologie höher ein, wenn die Information vorhanden war, dass ein Elternteil abhängig war (Burk & Sher 1990).

In psychiatrischen Kliniken begünstigen insbesondere der unfreiwillige Kontakt mit dem Fachpersonal und die dadurch hohe emotionale Belastung eine erlebte Stigmatisierung noch zusätzlich (Freimüller & Wölwer 2012).

Der häufig chronisch-rezidivierende Verlauf von Abhängigkeitserkrankungen kann ebenfalls ein Risikofaktor für erlebte Stigmatisierung darstellen, da die Aufmerksamkeit der Fachpersonen auf Genesung und die gesunden Lebensanteile in den Hintergrund rücken (ebd.).

Nicht zu unterschätzen ist die hohe Arbeitsbelastung von psychiatrisch tätigen Fachkräften und die dadurch entstehenden Erschöpfungssymptome. Erschöpfung bis hin zum Burn-out zählen zu den bedeutendsten Auslösern für stigmatisierendes Verhalten (ebd.). Mitgefühl und Anteilnahme für andere (Empathie) nehmen ab. Im Umgang zeigt sich verstärkt emotionale Distanz und Zynismus.

Stigmatisierung im Kontext des Individuums

Wenn eine Stigmatisierung von aussen erfolgt, so stigmatisiert man sich oft auch selbst. Studien zeigen, dass eine solche Selbststigmatisierung im Sinne einer selbsterfüllenden Prophezeiung (Watzlawick 1998) die Zuversicht auf Therapieerfolg senkt.

Menschen mit einer Suchterkrankung sehen sich häufig als Last für ihr Umfeld und die Gesellschaft und erleben ihre Stigmatisierung zuweilen als gerechtfertigt, ein Teufelskreis beginnt (Schomerus et al. 2016).

Das Misstrauen und die Vorurteile, welchen Menschen, die psychoaktive Substanzen konsumieren, auch innerhalb von Institutionen ausgesetzt sind, können zur Internalisierung der Stigmatisierung führen. Deren Einfluss auf bewusste Entscheidungen (Daw et al. 2011) wird u. U. nicht mehr reflektiert, kann jedoch erheblich sein. So suchen stigmatisierte Betroffene häufig medizinische oder therapeutische Hilfe gar nicht mehr auf.

Zobel (2017) bemerkt in Bezug auf Kinder von suchtbetroffenen Eltern, dass eine perpetuierende Stigmatisierung von Betroffenen mit alkoholbelasteten Eltern bestehende Denkmuster verfestigen kann und die Entwicklung von innovativen Konzepten lähmt.

Fachpersonen im Bereich der Abhängigkeitserkrankungen sollten sich in Fort- und Weiterbildungen mit dem Phänomen Stigmatisierung auseinandersetzen, eigene stigmatisierende Einstellungen sowie die eigene Rolle kritisch reflektieren. Dies kann die Akzeptanz für die mit der Erkrankung einhergehenden komplexen Herausforderungen für die Betroffenen und deren Umfeld fördern (Stohler 2008).

Implikationen für die Praxis

Stigmatisierung ansprechen

Aufgrund der aufgezeigten negativen Konsequenzen einer Stigmatisierung ist es wichtig, dass sich das Hilfesystem der Stigmatisierungsprozesse bewusst ist und Bereitschaft zeigt, diese in die Behandlung einzubringen und Themen wie soziale Ausgrenzungen, Demütigungen und Einsamkeit zu erkennen und anzusprechen. Ein in diesem Kontext wesentlicher Aspekt ist die Thematisierung von Schuld- und Schamgefühlen, welchen Personen mit einer substanzgebundenen Abhängigkeit oftmals ausgesetzt sind und die zu den wichtigsten Belastungsfaktoren für Betroffene zählen.

Auf Therapie hinwirken

Die Aufgabe des medizinischen Personals ist es, Betroffene, Angehörige und Menschen im nahen sozialen Umfeld über Ursachen und geeignete Behandlungsmöglichkeiten zu informieren. Menschen mit einer Suchterkrankung werden jedoch oftmals zu spät (oder gar nicht) behandelt. Suchttherapeut:innen, aber auch niedergelassene Ärzt:innen können dazu beitragen, den Zugang zu einer Behandlung zu erleichtern. Die freiwillige Aufnahme einer Behandlung sollte gefördert werden. Kliniken sollten angehalten werden, Eintritte auf freiwilliger Basis und ohne Motivationsüberprüfung niederschwellig zu gewährleisten. Verschiedene Fertigkeiten wie soziales Kompetenztraining und Unterstützung beim Erlernen von Coping-Strategien bei erlebten Traumata sollten vermehrt in die Behandlung implementiert werden, um die gegenseitige, respektvolle und zielführende Kommunikation zu verbessern (Hinsch et al. 2015).

Betroffene stellen das psychosoziale Hilfesystem vor besondere Herausforderungen: Es kommt nicht selten vor, dass Patient:innen sich in einer gesundheitlichen, wirtschaftlichen und/oder sozialen Gefährdungssituation befinden. Das Hilfesystem muss ein Gleichgewicht finden zwischen dem Schutz der Patient:innen und dem empathischen Verständnis für die Autonomie und Lebenslage der Betroffenen.



Aus- und Weiterbildung

Da die Mehrheit der Personen mit einer substanzgebundenen Abhängigkeit keine suchtspezifische Hilfe in Anspruch nimmt, sind Ärzt:innen in der Primärversorgung oftmals die einzigen Kontaktpersonen im Gesundheitssystem, die gesundheitsrelevante Verhaltensänderungen initiieren können.

Aufklärungsarbeit zum komplexen Störungsbild der Abhängigkeitserkrankung und Interventionen zum Abbau stigmatisierender Einstellungen sollten in einem frühen Stadium der medizinischen Ausbildung implementiert werden (Hoffmann et al. 2020).

Fachpersonen im Bereich der Abhängigkeitserkrankungen sollten sich in Fort- und Weiterbildungen mit dem Phänomen Stigmatisierung auseinandersetzen und eigene stigmatisierende Einstellungen sowie die eigene Rolle kritisch reflektieren. Dies kann die Akzeptanz für die mit der Erkrankung einhergehenden komplexen Herausforderungen für die Betroffenen und dem Umfeld fördern (Stohler 2008).

Zudem ist es wichtig, dass sich Fachpersonen immer wieder ins Bewusstsein rufen, welch hohen Stellenwert sie in der Behandlung haben. Oftmals sind sie eine der wenigen Bezugspersonen und stehen häufig in Kontakt und in der Vermittlerrolle mit den Angehörigen. Hier spielen Wortwahl und Sprachgebrauch eine wichtige Rolle.

Der angemessene Umgang mit Menschen mit einer Abhängigkeitserkrankung bedarf neben der vertieften Auseinandersetzung mit dem Krankheitsbild und den zugrunde liegenden neurobiologischen Veränderungen Fähigkeiten wie Geduld, Empathie und die immer wieder wichtige Bewusstmachung, dass diese Krankheit einen Menschen eben nicht definiert, sondern lediglich eine Facette seiner Person darstellt.

Literatur

Bundesärztekammer (2019): Richtlinien der Bundesärztekammer zur Lebertransplantation. <https://t1p.de/sk26r>, Zugriff 01.12.2022.
 Burk, J.P./Sher, K.J. (1990): Labeling the child of an alcoholic: Negative stereotyping by mental health professionals and peers. *Journal of Studies on Alcohol* 51: 156-163.

Brown, S.A. (2015): Stigma towards marijuana users and heroin users. *Journal of Psychoactive Drugs* 47(3): 213-220. <http://doi.org/10.1080/02791072.2015.1056891>
 Bruggmann, P. (2022): Schreiben Sie das nicht mehr! *Schweizer Journalist:in* 02/2022.
 Cooper, S./Campbell, G./Larance, B./Murnion, B./Nielsen, S. (2018): Perceived stigma and social support in treatment for pharmaceutical opioid dependence. *Drug and Alcohol Review* 37(2): 262-272. <http://doi.org/10.1111/dar.12601>
 Daw, N.D./Gershman, S.J./Seymour, B./Dayan, P./Dolan, R.J. (2011): Model-based influences on humans' choices and striatal prediction errors. *Cambridge: Elsevier Inc. - Neuron* (Cambridge, Mass.) 69(6): 1204-1215.
 Dupouy, J./Vergnes, A./Laporte, C./Kinouani, S./Auriacombe, M./Oustric, S./Rougé Bugat, M.-E. (2018): Intensity of previous teaching but not diagnostic skills influences stigmatization of patients with substance use disorder by general practice residents. A vignette study among French final-year residents in general practice. *European Journal of General Practice* 24(1): 160-166. <http://doi.org/10.1080/13814788.2018.1470239>
 Etesam, F./Assarian, F./Hosseini, H./Ghoreishi, F.S. (2014): Stigma and its determinants among male drug dependents receiving methadone maintenance treatment. *Archives of Iranian Medicine* 17(2): 108-114.
 Freimüller, L./Wölwer, W. (2012): Antistigma-Kompetenz in der psychiatrisch-psychotherapeutischen und psychosozialen Praxis. Schattauer Verlag.
 Götz, J. (2004): Stigmatisierung von Drogenabhängigen. *Suchttherapie* 5(4): 167-171. <http://doi.org/10.1055/s-2004-813766>
 Hinsch, R./Pfungsten, U. (2015): Gruppentraining sozialer Kompetenzen (GSK): Grundlagen, Durchführung, Anwendungsbeispiele (6th ed.). Weinheim: PVU.
 Hoffmann, H./Koschinowski, J./Bischoff, G./Schomerus, G./Rumpf, H.J. (2020): Medical students' readiness for cutbacks in health care expenditures of alcohol-dependent individuals. An indicator for stigmatization? <https://t1p.de/79lc9>, Zugriff 01.12.2022.
 McGinty, E.E./Goldman, H.H./Pescosolido, B./Barry, C. L. (2015): Portraying mental illness and drug addiction as treatable health conditions: Effects of a randomized experiment on stigma and discrimination. *Social Science & Medicine* 126: 73-85. <http://doi.org/10.1016/j.socscimed.2014.12.010>
 Schmid, O./Fehr, S./Müller, T./Vogel, M. (2018): Werden drogenkonsumierende Menschen stigmatisiert? *Suchtmedizin* 20(5): 315-322.
 Schomerus, G./Bauch, A./Rumpf, H.J. (2016): Memorandum Das Stigma von Suchterkrankungen verstehen und überwinden. In: P. Corrigan/G. Schomerus/V. Shuman/D. Kraus/D. Perlick/A. Harnish/M. Kulesza/K. Kane-Willis/S. Quin/D. Smelson (2016), Developing a research agenda for understanding the stigma of addictions Part I: Lessons from the Mental Health Stigma Literature. *American Journal of Addictions*.

Stohler, R. (2008): Heroin – von der Droge zum Medikament : eine Chronik zur heroingestützten Behandlung in Basel von 1994-2008. S. 196 in: O. Schmid/T. Müller (Hrsg.), Heroin – von der Droge zum Medikament : eine Chronik zur heroingestützten Behandlung in Basel von 1994-2008. Pabst Science Publishers.
 Tödtte, M./Bernhard, C. (2016): Frauensuchtarbeit in Deutschland: Eine Bestandsaufnahme. Bielefeld: Transcript Verlag.
 Watzlawick, P. (1998): Anleitung zum Unglücklichsein (17th ed.): Piper.
 Weltkommission für Drogenpolitik. (2017): Das Drogenwahrnehmungsproblem. Bericht 2017. <https://bit.ly/3D2llfb>, Zugriff 19.01.2023.
 Zenker, C. (2009): Gender in der Suchtarbeit. Anleitung zum Handeln. Hannover: Neuland Verlag.
 Zobel, M. (2017): Kinder aus alkoholbelasteten Familien: Entwicklungsrisiken und -chancen. 3./neu ausgestattete Auflage. Göttingen, Deutschland: Hogrefe.

Endnoten

- ¹ Die drei Autor:innen sind Gründungsmitglieder des Vereins STIGMAFREI. Für weitere Informationen zum Verein siehe: <http://stigmafrei.ch>.
- ² Vgl. Verordnung über Betäubungsmittelsucht und andere suchtbedingte Störungen (Betäubungsmittelsuchtverordnung, BetmSV) vom 25. Mai 2011 (Stand am 1. Januar 2022), Art. 13 Abs. 1: <https://t1p.de/15wr0>, Zugriff 19.01.2023.
- ³ Vgl. Verordnung über Betäubungsmittelsucht und andere suchtbedingte Störungen (Betäubungsmittelsuchtverordnung, BetmSV) vom 25. Mai 2011 (Stand am 1. Januar 2022), Art. 13 Abs. 3: <https://t1p.de/15wr0>, Zugriff 19.01.2023.
- ⁴ Allerdings gibt es neu eine befristete flexible Regelung bei der Mitgabe von medizinischem Heroin bei der heroingestützten Behandlung (Bezug von bis zu sieben Tagesdosen auf einmal). Siehe Beitrag über die Verlängerung der Regelung auf der Website [admin.ch: https://t1p.de/u3d7r](https://t1p.de/u3d7r), Zugriff 19.01.2023. Siehe Beitrag vom 05.10.2022 zur erleichterten Heroinabgabe auf [srf.ch: https://t1p.de/wp6me](https://t1p.de/wp6me), Zugriff 19.01.2023.
- ⁵ Vgl. Richtlinien zur Organtransplantation TPG; § 16 Abs. 1 S. 1 Nrn. 2 u. 5 TPG für die Wartelistenführung und Organvermittlung zur Lebertransplantation III.2.1: <https://t1p.de/ofx2d>, Zugriff 19.01.2023.
- ⁶ Herzlichen Dank an Ann Schädler (Sozialarbeiterin im Zentrum für Abhängigkeitserkrankungen Zürich ZAE) für die Auskünfte zu Stigmatisierung in der Schwangerschaft.